



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland : Roman. XII.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius K. Haarhaus

XII.

Zum zweitenmal seit Mergens Weggang hatte der Frühling die alten Apfelbäume im Garten des Hauses Rottland mit Blüten geschmückt. Die Sonne brannte wieder so heiß hernieder, wie an jenem unseligen Märztag, und man durfte es wirklich wagen, den kleinen Ferdinand, der nun doch schon zwei und ein halbes Jahr zählte und ein recht stämmiges Bürschlein geworden war, ins Freie zu führen.

Die beiden alten Damen, die sich der Pflege des Kindes mit großem Eifer widmeten und es in jeder Weise verhätschelten, nahmen den kleinen Neffen in die Mitte und führten ihn auf den Hof zu den Hühnern, die er schon seit Wochen vom Fenster aus immer mit so lebhaftem Interesse betrachtet hatte. Schwester Felicitas zog aus dem weiten Ärmel ihres Habits eine Düte mit Brotkrumen und andern Resten von der Tafel, lockte die Hühner herbei und streute ihnen ein wenig von dem Futter hin. Dann gab sie die Düte dem Kleinen, in der Erwartung, daß er ihrem Beispiele folgen und seine gestederten Lieblinge nun selbst füttern werde. Das Kind schien zu verstehen, was man von ihm verlangte, nahm die Düte ganz geschickt in die Linke und griff „d'une manière très raisonnable“, wie die Tante Gubernatorin anerkennend bemerkte, mit der Rechten hinein. Es brachte die kleine Faust auch wohlgefüllt wieder zum Vorschein, aber anstatt sie nun zu öffnen und die Brosamen auszustreuen, führte es sie blickschnell zum Munde.

Die beiden alten Damen hatten keine leichte Arbeit, die harten Bröcklein mit ihren dicken Fingern wieder ans Licht zu befördern, als jedoch das Werk geglückt und jede Gefahr beseitigt war, konnten sie sich nicht enthalten, herzlich zu lachen. Der Kleine stimmte in ihre Heiterkeit nicht mit ein, sah vielmehr bald die eine, bald die andere der Tanten sehr ernsthaft an und verzog die Mundwinkel zum Weinen. Man wollte ihn auf andere Gedanken bringen und führte ihn in den Garten.

Ein bunter Schmetterling saß auf der Buchsbaumeinfassung eines Weges und lästete die Schwingen. Man machte das Kind darauf aufmerksam. Es streckte die Händchen danach aus, aber zugleich fiel der Schatten der kleinen Gestalt über das Insekt, so daß sich dieses in die Luft erhob und sich ein paar Schritte weiter gaukelnd

auf den Boden niederließ. Der Kleine wurde unwillig darüber, daß sich das bunte Ding nicht von ihm greifen lassen wollte, und stieß einen unartikulierten Laut aus, der deutlich genug seinen Ärger verriet.

Man hatte schon mehrmals bei dem Kinde Wutanfälle beobachtet, die meist von ungünstiger Nachwirkung auf sein Befinden gewesen waren. Die Tanten waren sich deshalb klar darüber, daß sie dem Neffen um jeden Preis zu dem Besitze des Schmetterlings verhelfen mußten. Sie eilten also dem Tierchen nach, so gut es bei ihrem Alter und ihrer Körperfülle gehen wollte, flogen über die Einfassungen, zwängten sich durch die Stachelbeerbüsche und versuchten, den kleinen Gaukler, wenn er sich auf einer Erdscholle, einem Steine oder einer Pflanze ausruhte, mit spitzen Fingern zu fassen — ein Bestreben, dem natürlich kein Erfolg beschieden sein konnte.

Der Priorin, die alljährlich im Frühjahr vom Zipperlein heimgesucht wurde, fiel die Schmetterlingsjagd besonders sauer, sie verbiß jedoch den Schmerz und lachte sogar über den Eifer ihrer Schwester, deren Antlitz wie ein Purpurapfel durch das junge Grün der Sträucher leuchtete. Aber das Sprichwort „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“ bewahrheitete sich auch hier, denn als sich die geistliche Dame einmal nach dem Insekt bückte, konnte sie nicht wieder in die Höhe, und Frau v. Ödinghoven erschien dieses Bild so belustigend, daß es lange währte, bis sie die Kraft fand, der Schwester Beistand zu leisten.

Es war eine seltsame Szene: zwei Greisinnen, die für ein paar Augenblicke Jahre, Rang und Würde vergessen hatten und in dem Bestreben, ein Kind zu erheitern, selber zu Kindern geworden waren, und ein kleines Büblein, das ohne eine Miene zu verziehen dabei stand, und auf dessen müdem, ältlichem Gesichtchen nicht einmal der Schimmer eines Lächelns zu erkennen war.

Der ungewöhnliche Lärm hatte die beiden Hunde in den Garten gelockt. Sie kamen in lustigen Sätzen und mit lautem Gebell den Weg hinuntergestürmt. Der kleine Ferdinand, der mit dem Rücken nach dem Pförtchen zu stand, suchte erschrocken zusammen, als sie an ihm vorbeischoffen. Da wurden die alten Damen plötzlich ernst, und die Gubernatorin sagte:

„Voilà la preuve, ma chère! Er hat von dem bruit keinen Ton gehört. Daß er kein Wort spricht, will wenig signifizieren, der kleine v. Orsbeck hat es auch erst zu Ende des dritten Jahres gelernt, aber daß er immer zusammenfährt, wenn etwas par derrière an ihm vorbeikommt, das gibt mir die persuasion, daß er wirklich taubstumm ist. Ce pauvre enfant! Man muß pitié mit ihm haben. Aber wir wissen doch wenigstens, daß wir keinen jungen Kuckuck aufziehen.“

Diese Erkenntnis war für die Tanten ein Grund mehr, das Kind zu verhätscheln. Sie glaubten es zu lieben, hielten sich für fähig, ihm die Mutter zu ersetzen, und merkten nicht, daß sie in ihm doch nur ein Spielzeug sahen, mit dem sie ihre vielen müßigen Stunden verbringen konnten. Nebenbei hatten sie noch das angenehme Bewußtsein, sich den Bruder zu Dank zu verpflichten und einen Gotteslohn zu verdienen. Sie ließen dem kleinen Neffen in allem und jedem seinen Willen, fanden seine Unarten äußerst drollig und schritten nur dagegen ein, wenn sie übler Laune waren, oder wenn ihnen die Angewohnheiten des Kindes lästig wurden. Dann war es jedoch meist zu spät, das arme Geschöpf begriff nicht, weshalb es nun plötzlich unterlassen sollte, was man vielleicht schon wochenlang

geduldet hatte, und das Ende vom Liede war ein wilder Wutausbruch, durch den sich die bedauernswerte kleine Seele Luft zu schaffen versuchte. Solche Auftritte wiederholten sich immer häufiger, obgleich die Nachgiebigkeit der Tanten mit der Widerseßlichkeit des Neffen wuchs.

Es war kein Wunder, daß der Kleine nicht recht gedieh, und daß der anfänglich ungewöhnlich kräftige Kinderkörper unter der Einwirkung der fortwährenden seelischen Erregungen in seiner Weiterentwicklung zurückblieb und schließlich einem Siechtum verfiel, über dessen ernsten Charakter sich auch die beiden Pflegerinnen auf die Dauer nicht zu täuschen vermochten. Das Kind wurde mit jedem Tage teilnahmsloser und matter, seine bräunliche Hautfarbe wich einem fahlen Gelb, die Augen verloren ihren Glanz, die einst so stämmigen Glieder fühlten sich weß an, und die Beinchen erwiesen sich für den aufgedunsenen Körper zu schwach. Sein Gang wurde unsicher, es fiel bei jedem Schritt und machte kaum Miene, wieder auf die Füße zu kommen. Saß es auf dem Boden, so lehnte es das Köpfchen an die Wand oder an irgend ein Möbel, schloß die Augen und schlief ein.

Man war anfangs geneigt gewesen, den Zustand des kleinen Ferdinand auf das Durchbrechen der Backenzähne zu schieben, aber auch nachdem dieses Stadium des Zahnens überwunden war, trat keine Besserung ein. Die alten Damen waren geradezu ungehalten, sie sahen sich ihres Spielzeugs beraubt und glaubten in der Krankheit des armen Wesens einen neuen Beweis seiner Böswilligkeit zu erkennen. Denn ein Kind, das so treu und sorgsam gepflegt worden war, hatte ihrer Überzeugung nach wirklich kein Recht, krank zu werden. Sie hatten ihre Pflicht getan, mochte nun kommen, was da kommen wollte. Gewiß, bei Tage wollten sie ja gern auf den kleinen Neffen, der müde und mißlaunig in den Kissen lag und jeden, der sich ihm näherte, mit gleichgültigen oder gar feindseligen Blicken betrachtete, achtgeben, aber daß sie dem trostigen Kinde auch ihre Nachtruhe opfern sollten, das konnte niemand verlangen. So saß denn der Freiherr selbst bis zum ersten Morgengrauen am Bettchen seines Sprößlings und schaute beim matten Lichte der Nachtlampe besorgt und gedankenvoll auf das unglückliche kleine Geschöpf, das in der Nacht keinen tiefen Schlaf zu finden schien und sich schwer atmend und stöhnend von einer Seite zur andern warf.

Der Vater hatte das Elend drei Nächte lang mit angesehen, als er zu der Überzeugung gelangte, daß es, wenn das Kind am Leben bleiben sollte, so nicht weitergehen dürfe. Er gebot Gerhard, die Säule vor die Kutsche zu spannen, und fuhr dann selbst nach der Stadt, um Meister Simon, den jüdischen Arzt, zu holen.

Drei Stunden später saß dieser am Bette des kleinen Patienten, strich sich mit der schmalen Hand, deren Zeigefinger ein schwerer Goldring schmückte, den schwarzen Bart und heftete die klugen Augen forschend auf das entstellte Antlitz des Kindes.

„Nun, maitre Simon, was fehlt unserm Ferdinand?“ fragte Frau v. Ödinghoven, die hinter ihm stand.

„Was soll ihm fehlen, madame?“ erwiderte der Jude, indem er sich zur Gubernatorin umwandte, „wenn es erlaubt ist, zu sagen die Wahrheit: es fehlt ihm die Mutter.“

Er verordnete Kräuterbäder, meinte aber, daß, wenn die Natur hier nicht selbst helfend eingriffe, von menschlicher Kunst nicht viel zu erhoffen sei.

Herr Salentin nahm den Bescheid mit männlicher Fassung auf, die Schwestern jedoch, denen der hoffnungslose Zustand des Kindes jetzt erst so recht zum Bewußtsein kam, zeigten sich untröstlich. Besonders der Priorin ging das traurige Geschick des armen Kleinen nahe, sie wurde aus lauter Mitgefühl ebenfalls krank und mußte sich noch an demselben Tage zu Bett legen.

Frau v. Ödinghoven unterzog sich der Mühe, das Kind zu baden, mit großem Eifer. Was getan werden konnte, sollte gewissenhaft getan werden, und ihr durfte, wenn das Befürchtete wirklich eintrat, niemand den Vorwurf machen, sie habe es an der nötigen Sorgfalt fehlen lassen. Trotzdem konnte der Arzt, als er seinen Besuch wiederholte, kein Anzeichen der Besserung feststellen. Im Gegenteil: der kleine Patient wurde von Stunde zu Stunde hinfalliger, weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen und stieß den Löffel, der seinem Munde genähert wurde, zornig und mit einem erstaunlichen Aufwand an Kraft von sich.

In ihrer Angst entsann sich die Gubernatorin, daß der kleine Nefte früher eine besondere Vorliebe für stark gesüßten Hirsebrei gehabt hatte. Sie eilte in die Küche, bereitete das Gericht mit eigener Hand und trug ein Näpfcchen voll davon in das Krankenzimmer, überzeugt, daß das Kind diese Speise sicherlich nicht verschmähen werde. Im Stillen freute sie sich schon auf den Triumph, dem Bruder und der Schwester melden zu können, daß ihr Pflegling endlich wieder Nahrung über die Lippen gebracht habe.

Aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch: der Kleine streifte den ihm dargebotenen, zur Hälfte gefüllten Löffel mit einem matten Blick und wandte sich widerwillig ab.

Die Tante versuchte noch einmal, dem Kinde ein wenig Brei in den Mund zu schieben, da schlug es nach ihrer Hand und sank aus dem stützenden Arme erschöpft in die Kissen zurück.

Die alte Dame war der Verzweiflung nahe. Sie stellte das Näpfcchen auf den Stuhl neben dem Bett und begab sich völlig entmutigt in das Wohngemach hinunter, um den Geschwistern ihren Mißerfolg zu berichten.

„Ich fürchte, wenn Gott kein Mirakel tut, werden wir den kleinen Ferdinand nicht mehr lange behalten,“ schloß sie, während sie ihre Augen mit dem Spitzentüchlein betupfte.

„Wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben, chère soeur,“ bemerkte die Priorin, indem sie in ihrem Körbchen nach dem Flakon mit dem Melissengeist suchte, „ich kann nicht glauben, daß der Himmel so cruel sein wird, ihn uns zu nehmen. Mon dieu, wie sollte ich eine solche disgrâce überleben! Man hat sich doch so an das Kind attachiert!“

Sie nahm ihre Tropfen, seufzte und griff zum Brevier. Nach einer Weile wandte sie sich an den Bruder und fragte:

„Willst du es nicht einmal mit einem Gelübde versuchen, lieber Salentin? Als die kleine von Firmont, die Rosalie, vor drei Jahren auf den Tod lag, tat der Vater die promesse solennelle, er würde, wenn das Mädchen am Leben bliebe, einen pélerinage nach Revelaer machen. Das hatte einen herrlichen succès, denn von Stund an ging es dem Kinde besser.“

Der Freiherr wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick stimmten die Stunde im Hofe ein Freudengewinsel an, wie man es seit langem nicht gehört hatte.

„Was mögen sie nur haben?“ fragte die Gubernatorin, die der Lärm gerade in dieser ernstesten Stunde peinlich berührte.

„Sie werden eine Katze attrapiert haben,“ meinte Herr Salentin, indem er sich erhob und ans Fenster trat. „Es ist nichts zu sehen,“ sagte er nach einer kleinen Weile, „Gerhard wird sie wohl in den Stall gesperrt haben.“

Dann ließ er sich wieder auf seinen Stuhl fallen, stützte das Haupt in die Hand und gab sich seinen trüben Gedanken hin.

Plötzlich stand er auf und verließ mit raschen Schritten das Gemach. Das untätige Warten und Trauern widersprach seiner kraftvollen Natur. Er wollte zu seinem Kinde hinaufgehen und selbst noch einen letzten Versuch machen, ihm Nahrung einzulößen.

Auf der Schwelle des Krankenzimmers blieb er wie gebannt stehen. Er mußte sich mit beiden Händen an den Türpfosten festhalten, um dem freudigen Schrecken, der ihn jäh überkam, nicht zu erliegen.

Durfte er seinen Augen trauen? War es kein Trugbild, kein toller Spuk, was sich seinen überraschten Blicken darbot? Nein, nein, es war Wirklichkeit, wahre und wahrhaftige Wirklichkeit! Seine durch die Nachtwachen geschwächten Sinne täuschten ihn nicht: dort am Bette saß Mergé, hatte die Linke unter den Pfühl des Kindes geschoben, führte den Löffel bald an die eigenen Lippen und bald an die des kleinen Patienten und warf von Zeit zu Zeit den beiden Hunden, die aufgerichtet und begehrlieh schwänzelnd auf der anderen Seite des Bettes standen, ein Klümpchen Brei zu, das sie geschickt auffingen.

Und das Wunder war geschehen: der kleine Ferdinand hatte seinen Widerstand aufgegeben und aß. Der Appetit der fremden jungen Frau, die ihn so liebevoll anlächelte, und die Gier der Hunde, die so lustig nach der süßen Speise schnappten, hatten auch seinen Hunger geweckt. Nun lehnte er bleich und schwach im Arm der Mutter, sah sie mit seinen matten Augen gedankenvoll an, öffnete die blassen Lippen, wenn sich der Löffel näherte, kaute und schluckte.

„Mergé!“ stieß der alte Mann mit gepreßter Stimme hervor, gleichsam als fürchte er, durch einen lauten Ruf die Erscheinung zu verschrecken.

Sie zuckte zusammen, sah sich jedoch nicht nach ihm um.

Er trat ein paar Schritte näher und beugte sich auf sie hinab. Da schlang sie beide Arme um das Kind und preßte ihr Antlitz in seine Kissen.

„Mergé,“ stammelte er, „dich muß die Gottesmutter selbst gerufen haben. Du hast ihm zum zweiten Male das Leben gegeben!“

Sie richtete sich auf und schüttelte den Kopf.

„Meister Simon ist bei mir gewesen und hat mir kund getan, wie es mit dem Kinde steht,“ sagte sie. „Da hat mich's zu Wachendorf nicht mehr gelitten. Ich hab' hergemußt, ob er mich auch hat halten wollen.“

„Wer hat dich halten wollen?“

„Er — der v. Ballandt. Nun bin ich hier, Herr, und bitt' Euch: jagt mich nicht aus dem Hause. Laßt mich hier, nicht als Euer ehelich Weib, denn dessen bin ich nicht mehr wert, sondern als eine Magd. Will Euer Söhnlein auch warten und pflegen, als ob's noch meins wär.“

„Du hast übel an mir gehandelt, Mergé,“ erwiderte er ruhig, „aber ich will dir verzeihen um des Kindes willen.“

„Nein, Herr, verzeihen dürft Ihr mir nicht, denn, ob ich's schon möchte, so kann ich doch nicht bereuen, was ich Euch hab' antun müssen. Es zog mich zu ihm, wie es mich jetzt wieder zu dem Kinde gezogen hat. Hier zu Rottland war mir das Leben zur Qual geworden, aber bei ihm war es eitel Freude und Lust.“

„So willst du wieder zu ihm zurück?“ fragte Herr Salentin mit bekümmertem Miene.

„Nun nicht mehr,“ antwortete sie. „Er hat mich halten wollen, mit Gewalt, als ob er ein Recht auf mich hätte. Da bin ich ihm gram geworden.“

Sie ließ sich vom Stuhle gleiten und lag vor ihm auf den Knien.

„Nicht wahr, Herr,“ flehte sie, „Ihr weist mich nicht vom Hofe? Laßt mich wenigstens hier, bis Euer Kind wieder gesund ist. Dann will ich gern von selber gehen und mir einen Dienst suchen. Das Arbeiten hab' ich noch nicht verlernt, ob ich schon die zwei Jahre ein arges Lotterleben geführt habe.“

Er schaute sie lange an und kam in Versuchung, seine Hand auf ihr schwarzes Haar zu legen. Aber er bezwang sich und sagte, seine Bewegung niederkämpfend:

„So mag es denn sein, Mergé. Ein anderer hat dich hergesandt, da darfst du dich nicht wieder wegschicken.“

Als er ein paar Augenblicke später zu den Schwestern in das Wohngemach trat, strahlte sein Antlitz im Glanze weisevoller Freude.

„Hätte nie und nimmer gedacht, daß eine promesse solennelle so schnelle Wirkung tut,“ erklärte er. „Vorhin, bevor ich in die Schlafkammer hinaufging, hatte ich in meinem Herzen eine Reise nach Revelaer gelobt, und nun ist das Mirakel schon vollbracht. Wir dürfen unsere Sorge fahren lassen, denn das Kind hat den Drei gegessen.“

„Es hat sich von dir füttern lassen?“ fragte die Gubernatorin mit einem leisen Anflug von Eifersucht.

„Nicht von mir. Als ich die Tür öffnete, saß jemand bei ihm und gab ihm zu essen.“

„Quelle merveille!“ rief die Priorin, das Brevier aus der Hand legend. „Es kann nur ein Engel gewesen sein!“

Dem alten Herrn war es peinlich, daß er den frommen Glauben der Schwester zerstören mußte.

„Für das Kind ist es ein Engel — sans doute,“ sagte er, „für uns freilich ist es ein Mensch — ein sündiger Mensch.“

„Salentin, ich bitte dich, torquier' uns nicht länger!“ jammerte Frau v. Ödinghoven, die vor Ungebuld verging. „Sprich doch endlich: wen hast du oben gefunden?“

„Die Mergé.“

„Was?“ schrie die Gubernatorin, „diese méchante Person hat es gewagt, das Haus zu betreten, das sie durch adultère diffamiert hat?“

„Quelle effronterie!“ stimmte Schwester Felicitas bei, „zwei Jahre ist sie weg gewesen, und nun, da ihr Galan ihrer überdrüssig geworden ist, kommt sie zurück, als ob nichts geschehen sei!“

„Ihr tut ihr unrecht,“ entgegnete der Freiherr ernst, „es sind die sentiments maternels, die sie wieder hergeführt haben.“

„Ich hoffe, du hast ihr die Thür gewiesen, Salentin,“ sagte Frau v. Ödinghoven mit einem argwöhnischen Blick.

„Nein, das hab' ich nicht getan,“ antwortete er fest, „es ist auch gar nicht meine intention, es zu tun. Will vielmehr Gott auf den Knien danken, daß sie wieder bei uns ist.“

„Netta, versteh' ich ihn recht?“ stöhnte Schwester Felicitas, „er will uns den affront antun, sie im Hause zu behalten?“

„Du hörst es ja. Er will uns zwingen, mit dieser Dirne unter einem Dache zu wohnen. Das ist seine reconnaissance für die Liebe und application, die wir dem Kinde erwiesen haben.“

„Ich zwinge niemand,“ erklärte er mit vollkommener Ruhe. Wem's nicht agréable ist, der mag seiner Wege gehen. Es sollte mir leidtun, wenn's dazu käme, aber das Leben meines Sohnes gilt mir mehr als jede andere considération.“

„Eh bien, er kündigt uns die Gastfreundschaft auf,“ sagte die Gubernatorin eisig kalt und entschlossen, den letzten Trumpf auszuspielen, „und ich dünkte, chère soeur, wir wissen, was wir zu tun haben.“

„Es ist aigre, auf seine alten Tage in die Fremde zu müssen,“ jammerte die Priorin, „aber es ist nun einmal sein Wille, da müssen wir uns akkomodieren.“

Als Frau v. Ödinghoven merkte, daß ihre Drohung auf den Bruder keinen sonderlichen Eindruck machte, empfand sie zugleich Reue, Angst und Zorn. Aber der Zorn überwog jedes andere Gefühl, und so sagte sie mit bebender Stimme:

„Ich bleibe keinen Tag länger in diesem Hause. Die v. Syberg wird uns wohl aufnehmen, bis wir einen anderen domicile gefunden haben. Du gehst doch mit, Schwester?“

Die Priorin nickte unter Schluchzen.

„Wann soll Gerhard mit der Kutsche vorfahren?“ fragte der Freiherr kühl.

Nun erfolgte auch bei der Gubernatorin ein Tränenausbruch. Der Rückweg war ihr abgeschnitten, und sie mußte nun wohl oder übel ihre Drohung, Haus Rottland zu verlassen, wahr machen.

„Se eher, desto lieber,“ sagte sie. „Wir wollen dich keine Minute länger mit unserer présence molestieren, als unbedingt nötig ist.“

Eine Stunde später saßen die beiden alten Damen mit feuchten Augen in der Kalesche. Der Bruder selbst schloß den Wagenschlag und sagte gelassen:

„Ich hoffe, ihr werdet wieder zur raison kommen und euer Unrecht einsehen. Ihr dürft persuadiert sein, daß mein Haus euch jederzeit offen steht.“

Dann zogen die Säule an und die Kutsche rumpelte aus dem Hofe.

Am nächsten Tage kam ein Geschirr aus der Stadt, um die Habseligkeiten der beiden Alten abzuholen. Das war ein Zeichen, daß man auf die Rückkehr ihrer „raison“ fürs erste nicht zu rechnen brauchte.

Einen Monat danach erhielt der Freiherr von den Schwestern ein sehr kühles Schreiben, worin ihm die Gubernatorin mitteilte, sie habe die Stelle einer dame d'honneur bei der Erbprinzessin Maria Anna Josepha, der Gemahlin des Regenten und nunmehrigen Kurprinzen Johann Wilhelm, angenommen, während Schwester Felicitas dem Bruder kundtat, daß sie sich entschlossen habe, vor ihrem Ende mit Äbtissin und Konvent zu Marienstern Frieden zu machen und sich durch

Annahme des weißen Prämonstratenserinnenhabits eine Ruhestätte unter den alten Birnbäumen des Klostergartens zu erkaufen.

„Sie sind nun doch zur raison gekommen,“ sagte Herr Salentin, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte, „aber auf eine andere maniere, als ich bei ihrer prédilection für Haus Rottland supponieren mußte.“

* * *

Es war in dem alten Renthause still und einsam geworden, seit die beiden Damen, die bis dahin den Verkehr mit der Welt und dem Himmel aufrecht erhalten hatten, von dannen gezogen waren. Ein Tag verlief jetzt wie der andere. Wären Saat und Ernte nicht gewesen, so hätte der Freiherr gar nicht gemerkt, wie ein Jahr nach dem andern dahinging. Freilich: einen Maßstab für den raschen Flug der Zeit hatte er doch noch! Er brauchte nur den kleinen Ferdinand anzuschauen, der jetzt als ein sechsjähriges Bürschlein in Haus und Hof sein schweigsames Wesen trieb, und dessen Gebrechen sich auf alle Mitbewohner von Haus Rottland übertragen zu haben schien. Denn der Kleine war nun einmal die Hauptperson, um die sich im Grunde genommen alles drehte, und wenn die Hauptperson stumm war, wozu brauchten da die andern noch Worte zu machen?

Merge vermied es nach Möglichkeit, mit ihrem Gatten zusammenzukommen. Sie hauste mit dem Kinde in dem ehemaligen Gemache der Schwägerinnen und griff, wenn der Knabe schlief oder im Garten spielte, bei der Arbeit der beiden alten Mägde wacker mit zu. Aber sie sprach kaum ein Wort, und in ihrer Nähe verstummte auch das Gesinde, dem es nicht in den Kopf wollte, daß es in der einstigen Herrin und Hausfrau nun seinesgleichen zu sehen hatte.

Das Kind war unter der aufopfernden Pflege der Mutter körperlich trefflich gediehen, aber seine verkümmerte Seele entfaltete sich nur langsam. Allmählich, ganz allmählich lernte Merge, sich mit dem unglücklichen Geschöpf zu verständigen, dann aber erkannte sie von Tag zu Tag deutlicher, daß der Geist des Kindes für die mannigfachen Eindrücke empfänglich zu werden begann, die ihm durch das Gesicht und das Gefühl vermittelt wurden. Durch einen Zufall war der Kleine auf die Laute aufmerksam geworden, die seit langem wieder an ihrem alten Platz auf dem Boden hing, und deren Anblick die junge Mutter immer peinlich berührte. Die kleine Hand streckte sich begehrlieh nach dem Instrument aus, und die dunkeln Kinderaugen hefteten sich so eindringlich auf Mergens Antlitz, daß sie ihren Widerwillen bezwang und die Laute herablängte.

Sie setzte sich auf die Bodentreppe, zog die Wirbel an und ließ die Saiten leise schwingen. Der Knabe, der neben ihr hockte, sah dem Tun der Mutter verwundert zu und legte, einer inneren Eingebung folgend, die Spitzen seiner Fingerringen auf den Schallkasten des Instruments.

Eine ganze Weile verharrte er wie versteinert, dann überflog sein Gesichtchen ein Schimmer ungeahnten Glücks, er kletterte eine Stufe höher, schlang seine Ärmchen in einer Aufwallung von stürmischer Zärtlichkeit um den Hals der Zauberin, die ihm eine neue, fremde Welt erschlossen hatte, und bedeckte ihr Antlitz mit heißen Küßen. Es war die erste Äußerung einer unendlichen Dankbarkeit.

Von nun an zog das Kind die Mutter täglich nach dem Boden hinauf und ruhte nicht eher, als bis sie, die Laute im Arm, auf der Treppe saß.

Sie hatte die alten Lieder wieder hervorgesucht und richtete, während sie ihren Gesang begleitete, den Schall der Stimme auf das Instrument, das die Schwingungen der eigenen Seele zugleich mit denen der ihren dem Tastsinn des Kindes vermittelte. Die dunkeln Augen hingen aufmerksam an den Lippen der Mutter, und diese fühlte beglückt, wie die Töne, obwohl ihnen das Ohr des Kleinen verschlossen blieb, ein neues, festes Band um ihn und sie webten.

Allsonntäglich, wenn Herr Salentin nach dem Gottesdienst in der Naturalienkammer saß, mußte ihm das Söhnchen Gesellschaft leisten. Dann wurden die glitzernden Erzstufen, die geschliffenen Achatsteine, die wasserhellen, glattseitigen Krystalle und die bunten Muscheln aus den Schrankfächern geholt und auf dem Tische im Sonnenschein ausgebreitet. Der alte Herr ergötzte sich immer von neuem an den wunderbaren Gebilden der Natur, aber mehr noch freute er sich jetzt über das Interesse, das sein Sprößling an diesen Herrlichkeiten bekundete. Und weil sich Ferdinand sehr verständig benahm und mit den merkwürdigen Dingen äußerst behutsam umging, wurde er mit dem Amte betraut, die einzelnen Stücke, wenn der Augenschmaus vorüber war, wieder in den Schrank zu räumen.

Es war an einem Sonntag im Spätherbst des Jahres 1688. Der kleine Burfsche durfte heute ganz allein in den väterlichen Schätzen herumkramen, denn der Freiherr hatte den Kopf voll Sorgen wegen der dem Lande drohenden Kontributionen. Es war eine böse Zeit, die Franzosen standen gleichsam vor der Thür, und jeder Tag brachte neue Hiobsposten aus den pfälzischen Stammländern des Regenten, wo die zuchtlosen Truppen des Allchristlichsten Mordbrenners ärger als die Vandalen wütheten.

Die Kastenuhr unten auf der Diele verkündete die Mittagsstunde. Da trat Mergo leise in die Kammer, um das Kind zu Tisch zu rufen. Aber der Kleine leistete ihrem Winke nicht gleich Folge und deutete auf die Muscheln, die er, bevor er sich vom Vater verabschieden konnte, erst wieder an ihren Platz legen mußte.

Die Mutter blieb an der Thür stehen und wartete. Sie mochte schon ein paar Minuten so gestanden haben, als Billa erschien und dem Freiherrn einen Brief überreichte.

„Ein Knecht aus Bachendorf hat ihn gebracht,“ sagte die alte Magd. „Er ist abgestiegen und wartet in der Gesindestube.“

Herr Salentin erbrach das Schreiben und las. Dann sah er nach Mergo auf, deren Antlitz auffallend bleich geworden war.

„Eine schlimme Zeitung!“ sagte er ernst. „Der Vogt schreibt mir, daß sein Herr, mein neveu, nicht wieder aus der campagne zurückkehren wird. Er hat in den Gräben vor Philippsburg einen Musketerschuß durch die Brust erhalten und ist tagsdrauf eines seligen und bußfertigen Todes verblichen.“

Die junge Frau blieb merkwürdig gefast.

„So einen Tod hat er sich immer gewünscht,“ bemerkte sie ruhig. „Es ist ein Glück für ihn. Und auch für mich,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „denn so lange er lebte, war ich meiner selbst nicht sicher.“

Herr Salentin sah ihr fest in die Augen, aber sie hielt seinem Blicke stand.

„Gedulde dich ein wenig, Mergel,“ sagte er, indem er sich erhob, „ich bin gleich wieder hier.“ Damit verließ er die Kammer.

Nach einer kleinen Weile kam er zurück und gab ihr schweigend den Schlüsselbund, der all die Jahre über seinem Bette gehangen hatte.

Sie nahm ihn wortlos und befestigte ihn an ihrem Gürtel. Aber ihre Hände zitterten dabei, und ihre Augen leuchteten.

Und als sie dann beide nach dem Kinde sahen, bemerkten sie, wie es sich mit staunenden Blicken über einen Kasten beugte, den es in einem unbewachten Moment aus dem Schranke genommen und geöffnet hatte. Es wandte sich scheinbar nach den Eltern um, da diese ihm aber ermutigend zunichten, griff es behutsam hinein und zeigte ihnen glückstrahlend den Paradiesvogel.

Ende.



Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten

Von Geh. Reg.-Rat v. Uebisch = Gr.-Lichterfelde

Zu der in Heft 14 des Jahrgangs 1910 der Grenzboten angeregten und jetzt in Preußen behördlich aufgenommenen Sammlung von Briefen und Tagebüchern aus Kriegszeiten wird uns nachstehender Brief zur Veröffentlichung übergeben. Die Schriftlfg.



ochgeehrte Frau! Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang des Kriegstagebuchs Ihres verewigten Bruders zu bestätigen, daß ich der Rgl. Bibliothek übergeben habe. Tief ergriffen habe ich diese treuen, nicht einen einzigen Tag unterbrochenen Aufzeichnungen gelesen, bis sie am Morgen des 30. Oktober fast in dem Augenblick abbrechen, wo dieser herrliche Mann bei le Bourget den Heldentod fand. Ich habe aber auch von diesem schlichten, nur in den Höhepunkten über die Erlebnisse und Sorgen eines Kompanie-Chefs hinausgehenden Tagebuch einen starken künstlerischen Eindruck erhalten; die große Anschaulichkeit, die starke seelische Spannung, die Einheit zwischen Darstellung und Darsteller haben etwas homerisches. Ihre patriotische Darbringung verdient den höchsten Dank; Ihre Trennungswehmut wie andererseits Ihre Freude, das Buch nun in sicherster Hut zu wissen, muß man von Herzen mitfühlen!

Sie betätigen Ihre Teilnahme für die vom Herrn Kultusminister angeordnete Sammlung der Briefe und Tagebücher aus Kriegszeiten weiter dadurch, daß Sie einige Zweifel behoben wünschen, zu denen der in Ihrem heimischen Kreisblatt enthaltene Aufruf geführt hat. Dieser Aufruf ist allerdings, wie viele andere auch, zu unvollständig ausgefallen. Ich beantworte Ihre Fragen:

1. Diese als wichtige zeitgenössische Quelle erkannten Schriftstücke aus Kriegszeiten sollen gesammelt werden, damit sie nicht allmählich verloren gehen. Kann später das hierfür geeignete Material der Forschung zugänglich werden, so wird es